

sentationen erbeuteter osmanischer und tatarischer Waffen) wie auch das ausgezeichnete Bildmaterial im Anhang (24 Tafeln) bei der Lektüre für eine mehr als gelungene Visualisierung der für den hier behandelten zeitlichen und geografischen Rahmen identitätsstiftenden Prozesse hochadeliger Erinnerungskultur. Zudem gelingt es der Vf. recht gut, die eingangs formulierten Fragen zu beantworten und aufzuzeigen, „dass sich in Żółkiew vom beginnenden 17. Jahrhundert bis zum Anfang, spätestens bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts ein Kommemorationsort der osmanischen Expansion und ihrer Bekämpfung voll entfaltet hat“ (S. 149). Insgesamt jedenfalls stellt die vorliegende Studie einen wichtigen Beitrag zur Erforschung ostmitteleuropäischer Erinnerungskultur dar und eröffnet neue Perspektiven, die zu weiterführenden Forschungen anregen können.

Fernwald

Paul Srodecki

Der Osten des Ostens. Orientalismen in slavischen Kulturen und Literaturen. Hrsg. von Wolfgang Stephan Kissel. (Postcolonial Perspectives on Eastern Europe, Bd. 1.) Lang, Frankfurt am Main u.a. 2012. 467 S. ISBN 978-3-631-61872-1. (€ 69,95.)

Der Titel des Bandes kommt sehr unpräzise daher und verrät auch nicht auf den ersten Blick, welches Anliegen hier verfolgt wird. Es geht nämlich nicht einfach darum, „Orientalismen in slavischen Kulturen und Literaturen“ lediglich aufzulisten und anhand von ausgewählten Beispielen darzustellen. Wie der Hrsg. Wolfgang Stephan Kissel in seiner ausführlichen Einleitung zeigt, sollen Strukturen und Grundmuster von Wechselbeziehungen, In- und Exklusionen, Identitäten und Alteritäten aufgewiesen werden, und die vergleichende Betrachtung der unterschiedlichen Orientalismen dient hierzu als Mittel.

Literaturwissenschaft wird hier also durchweg als integraler Teil einer Kulturwissenschaft aufgefasst. Dieses Grundverständnis von Literaturwissenschaft, hier speziell der Slawistik, eint alle Beiträgerinnen und Beiträger dieses Bandes. Die Untersuchung literarischer Werke soll nicht auf das Verständnis werkimmanenter Prozesse beschränkt bleiben. Vielmehr ist das Ziel, durch die Betrachtung ausgewählter literarischer Werke nicht nur die Werke selbst, ihre Autoren und ihre Zeit zu begreifen, sondern diese Werke auch als Zeugnis bestimmter gesellschaftlicher Prozesse und Strukturen zu verstehen. Das literarische Werk wird somit zu einer wichtigen Quelle des Kulturwissenschaftlers, an dem sich – so der hier vertretene Ansatz – zentrale gesellschaftliche Strukturen und Prozesse wie in einem Brennglas zeigen lassen.

Hinter diesem Vorgehen liegt die Idee, nach Ordnungsfaktoren und Grundkonstellationen hinter der vordergründigen Ereignisebene zu suchen. Für den Hrsg. ist das Konzept des Orientalismus ein solcher Ordnungsfaktor, mit dem sich Grundstrukturen von Wechselbeziehungen beschreiben lassen. Somit geht es hier auch nicht um eine Kritik oder eine Würdigung des Konzepts Orientalismus, sondern um die Prüfung seiner Anwendbarkeit für das genannte Ziel. Dabei ist zwischen Orientalismus als prinzipielles Konzept im Gefolge von Edward Said und einer Vielzahl von Orientalismen in den einzelnen untersuchten Kulturen zu trennen: Die Anwendung des Grundprinzips des Orientalismus in den Literaturen und Kulturen des östlichen Europa führt zu einer Vielzahl von sich überschneidenden, wenn nicht sogar sich widersprechenden Perzeptionen. Das östliche Europa ist somit nicht lediglich Objekt von Orientalisierungskonzepten vorzugsweise aus weiter westlich gelegenen Ländern und Kulturen, sondern stellt sich als Großregion dar, in der eine Vielzahl von Kulturen als Subjekte mit eigenen Orientalisierungsvorstellungen agieren: Das bedeutet eine wichtige Erweiterung einer im deutschen Kulturraum immer noch allzu häufig anzutreffenden Perspektive, in der zwar viel vom östlichen Europa als dem Anderen der westlichen Kultur die Rede ist, aber wenig über parallele Prozesse in der Region selbst gesprochen wird.

Implizit handelt es sich bei dem hier vorgelegten Band auch um ein Panorama kultureller Beziehungen und Beziehungsmuster im östlichen Europa. Diese Lesart des Bandes ist möglich, wird vom Hrsg. aber nicht forciert, und das aus gutem Grund: Zwar lässt sich

mit der Betrachtung slawischer Literaturen ein Großteil des östlichen Europa greifen, aber eben nicht der gesamte Raum – der Hinweis auf Ungarn, Rumänien und das Baltikum mag hier genügen. Es handelt sich also nicht um eine Kulturgeschichte literarischer Beziehungen im östlichen Europa. Gerade die Fokussierung auf slawische Literaturen und Kulturen jedoch erweist sich als methodisch fruchtbar: So nämlich fungiert der slawische Bezug geradezu als Klammer, die es erlaubt, die Vielfalt der Beziehungskonstellationen und -figuren zu ordnen: *Slavia latina* und *Slavia orthodoxa*, West- versus Ostslawen. Diese literaturwissenschaftlichen Kategorien erweisen somit unversehens ihr Potenzial als erklärende Ordnungsfaktoren für gesellschaftliche Zusammenhänge.

Dass der slawische Bezug als Klammer fungiert, führt zum Bruch mit einigen in der Forschung üblichen, aber nicht immer hinterfragten Vorgehensweisen, was aber sehr wohltuend wirkt. Als die bestimmenden politischen Ordnungsfaktoren werden hier nicht nur das Russische Reich, das Osmanische Reich und die Habsburgischen Länder aufgefasst, sondern auch die Rzeczpospolita Obojga Narodów, das polnisch-litauische Doppelreich der Frühen Neuzeit. Die kulturelle Sogwirkung dieses Reiches wird hier zumindest ideell den Sogwirkungen der anderen Imperien gleichgestellt. Die Beiträge des Bandes aus diesem Bereich zeigen, wie fruchtbar dieser Ansatz ist.

Die Anlage des Bandes orientiert sich an der traditionellen Unterteilung der Slawistik in einen westslawistischen, ostslawistischen und südslawistischen Zweig, wobei in den Beiträgen zu den drei Bereichen immer wieder die wechselseitigen Auto- und Hetero-Orientalismen thematisiert werden. Die Beiträge zum Bereich der russischen Orientalismen zeigen einmal auf, wie in den großen Werken der russischen Literatur das Orientalismus-Konzept geradezu eine konstituierende Rolle sowohl für die Beschreibung des Eigenen als auch des Fremden spielt und wechselseitig das eine durch das andere bestimmt wird. Dabei erweist sich Literatur zum einen als Begleiterin kolonialer Diskurse, wie etwa in den Beiträgen von Thomas Groß und Dagmar Burkhardt, aber auch als Auseinandersetzung mit dem Fremden, Anderen, außerhalb der eigenen Reichweite Liegenden wie etwa der ägyptischen Kultur im Beitrag von Kissel. Von mitunter beklemmender Aktualität sind die Beiträge von Madina Tlostanova, Galina M. Michaleva und Leonid Luks, die zeigen, wie traditionelle und durch Literatur befestigte Denkmuster in der russischen Kultur bis heute eine unheilvolle Rolle spielen, wie etwa das Tschetschenenbild, der Eurasier-Gedanke oder die Verbindung von russischem kulturimperialen Denken und Heterostereotypen über die islamische Kultur.

Die Beiträge zum Konzept des Orientalismus in den westslawischen Kulturen fokussieren überwiegend auf die polnische Literatur, wobei es hier in mehrfacher Weise um Abgrenzungsprozesse geht. In der Rzeczpospolita war zum einen die Idee des Antemurale wichtig, wobei der Gegensatz zwischen *Slavia latina* und *Slavia orthodoxa* angesprochen ist – so im Beitrag von Alfred Gall – und zum anderen der Gegensatz zwischen polnischer und russischer Kultur, der im 19. und 20. Jh. bestimmend wurde. Das zeigt Jens Herlth und für die jüngste Zeit Wojciech Osinski. Das litauische Kulturelement als das Andere im Eigenen betrachtet Dirk Uffelmann am Beispiel von Adam Mickiewicz. Eine interessante Region beleuchtet Anja Tippler, die am Beispiel des jüdischen Ruthenien zeigt, wie sich in einer Region, die fernab von kulturellen Zentren liegt, die Zugriffe aus verschiedenen Himmelsrichtungen in konkurrierenden Inklusions- und Ausgrenzungsprozessen niederschlagen.

Schließlich zeigen die Beiträge zu orientalistischen Strukturen in den südslawischen Kulturen auf, wie sich die Konstitution dieser Kulturen stets sowohl als Reaktion auf die Hetero-Orientalisierung durch die Machthaber, aber auch durch eine Auto-Orientalisierung vollzog. Im südslawischen Bereich kommt der Balkan als eine weitere konstituierende Komponente hinzu. Die Beiträge von Gun-Britt Kohler, Rainer Gröbel, Riccardo Niccolosi und Svetlana Kazakova zeigen das deutlich.

Die Beiträge des Bandes eröffnen eine Vielzahl wichtiger Perspektiven, die die Rolle von Kultur und Literatur bei Prozessen gesellschaftlicher Identitätsbildung beleuchten. Ei-

ner weiteren Betrachtung wert wäre beispielsweise die hier immer wieder aufgeworfene Frage, entlang welcher Grenzen sich Identitäten und Alteritäten ausbilden. Keineswegs sind es immer nur nationale Kategorien, wie die hier präsentierten Beispiele vor Augen führen. Auch wird deutlich, dass Literatur in vielen Fällen nicht lediglich gesellschaftliche Prozesse reflektiert und künstlerisch verarbeitet, sondern ganz augenscheinlich als Akteur auftritt – und zwar nicht nur die Autoren als Schöpfer literarischer Werke, sondern auch die Werke selbst in den Rezeptionszusammenhängen. Auch Kritiker des Konzepts des Orientalismus dürften die Beiträge dieses Bandes daher mit Gewinn lesen.

Bremen

Rüdiger Ritter

Heimstätten der Nation. Ostmitteleuropäische Vereins- und Gesellschaftshäuser im transnationalen Vergleich. Hrsg. von Peter Haslinger, Heidi Hein-Kircher und Rudolf Jaworski. (Tagungen zur Ostmitteleuropaforschung, Bd. 32.) Verl. Herder-Inst. Marburg 2013. VIII, 279 S., graph. Darst., Kt. ISBN 978-3-87969-369-6. (€ 39,-)

Die Entstehung einer nationalen Vereinskultur in den multiethnischen Gebieten Ostmitteleuropas in der zweiten Hälfte des 19. Jh. ist in den vergangenen Jahren verschiedentlich zum Thema wissenschaftlicher Betrachtung geworden. Einem bislang weitgehend unbeachteten Aspekt der Vereinsaktivitäten hat das Herder-Institut eine Tagung zur Ostmitteleuropaforschung gewidmet und die Ergebnisse nun in einem umfangreichen, differenzierten Tagungsband vorgelegt: der Entstehung und Betreibung sogenannter „nationaler“ Häuser in verschiedenen Städten des östlichen Europa. Nationale Häuser, gegründet von örtlichen Vereinen, um der eigenen Klientel lokale Versammlungs- und Begegnungsmöglichkeiten zu schaffen, Bildungsangebote zu offerieren und wirtschaftliche Vernetzung zu ermöglichen, entstanden ab der zweiten Hälfte des 19. Jh. zunächst in den größeren Städten der gemischtnationalen Gebiete. Sie dienten der Identitätsbildung und Selbstvergewisserung, zugleich aber auch der bewussten Abgrenzung von konkurrierenden anderen Teilöffentlichkeiten. Hierbei setzten sich zumeist eher die nationalen Minderheiten für die Errichtung repräsentativer Bauten ein, während sich für die Mehrheit das Problem mangelnder Darstellungsmöglichkeiten zunächst nicht stellte. Oftmals zog der Bau eines Hauses allerdings auch alsbald einen analogen „Gegenbau“ der jeweils anderen Nationalität(en) nach sich. So lassen sich beispielsweise für Czernowitz bis zu fünf „nationale“ Vereinshäuser nachweisen (Mariana Hausleitner), zu deren Inspiratoren die jeweiligen örtlichen Eliten zählten.

Die Ausstattungen der Häuser ähnelten sich – es gab Säle für Feste und Theateraufführungen, Salons, Sitzungszimmer, Bibliotheken mit Leseräumen, Turnräume und gastronomische Einrichtungen. Die Multifunktionalität der Einrichtungen stand im Vordergrund und – nicht zuletzt – die Geselligkeit. Dennoch lässt sich kein einheitlicher architektonischer Typus der Vereinshäuser erkennen. Repräsentativ sollten sie sein, dem Zeitgeschmack entsprechend, und schließlich mussten sie finanzierbar bleiben. Auch hier lassen sich über die geografischen Grenzen hinweg Parallelen erkennen: Vertreter der eigenen Volksgruppe in den Magistraten waren durchaus eine Gewähr für das Gelingen eines Bauprojektes, mangelnde Präsenz konnte das Ansinnen auf die lange Bank schieben.

Während Konkurrenz so die Bau- und Gründungstätigkeit befeuerte, konnte die erfolgreiche Nutzung der Gesellschaftshäuser das Konfliktpotenzial zwischen den Ethnien gleichermaßen verstärken. Als Manifestation der eigenen Präsenz beschreibt etwa Monika Pemič die Gründung des slowenischen Narodni dom in Triest, der sich mit seinen zahlreichen Aktivitäten zu einer „Stadt in der Stadt“ (S. 182) entwickelte und damit ein Gefühl der Bedrohung in der italienischen Öffentlichkeit auslöste, was letztlich zur „rituellen Zerstörung“ des Hauses durch Brandstiftung führte. Für die Popularisierung des *nation building* im zentralen europäischen Raum hatten die nationalen Häuser eine zentrale Funktion als Kristallisationspunkte nationalgesellschaftlicher Aktivitäten, auch wenn gesellige (Jörg Hackmann für den estnischen Raum) oder gastronomische Absichten zunächst im Vor-